

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

61 (8.8.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. August 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandecker.

N^o. 61.

Lukasinski.

(Schluß.)

Das tragische Schicksal von Valerian Lukasinski hat in Europa allgemeine Theilnahme hervorgerufen.

Durch ein falsches Mitglied des geheimen Bundes war er dem Großfürsten Konstantin verrathen. Aus den Armen der Gattin gerissen, wurde er in das Staatsgefängniß des Carmeliterklosters zu Warschau gebracht.

Dort in eine kleine Zelle eingeschlossen, schmachtete er ohne Licht, ohne Luft, denn nur eine kleine Oeffnung war hoch oben in der Mauer des Kerkers angebracht, und stahl sich auch manchmal ein heller Stern oder ein glänzender Sonnenstrahl durch die kleine Oeffnung, dann war der Schein zu schwach, um die schwarze Finsterniß von Lukasinskis Kerker zu durchdringen, dann war der helle Stern schon erblaßt, und der glänzende Sonnenstrahl schon erblichen, noch bevor er das sehnsüchtige Auge des Gefangenen erreicht hatte.

Hier wurde Lukasinski auf das Grausamste gemartert. Durch die unmenschlichsten Foltern suchte man ihm Geständnisse zu entreißen; doch umsonst; weder die Knute noch die Qualen des Hungers konnten ihn bewegen, seine Mitverschwornen zu verrathen, nicht ein Name wurde durch seinen Mund bekannt; die ausgesuchtesten Peinigungen vermochten nicht ihm etwas zu entlocken. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn sammt fünf seiner Freunde, die mit ihm verhaftet waren, zur Degradation und neunjähriger Zwangsarbeit.

Am 1. Oktober 1825 wurde dieses Urtheil in Gegenwart sämmtlicher Truppen vollzogen. Vor der Fronte seines Regiments wurde er seiner militärischen Ehrenzeichen beraubt, dann ward er gefesselt und durch die Reihen der in Parade aufgestellten Truppen geführt. Nicht wie ein Verbrecher, sondern stolz schritt er an seinen Kriegskameraden vorbei; das Bewußtseyn, nur recht gehandelt zu haben, gab ihm Kraft; nicht die Strafe, das Verbrechen schändet den Verurtheilten.

Und als dieser Gang vollendet, da wurde die Kette, welche ihn gefesselt hielt, an den Karren geschmiedet und auf diese Weise wurde er von russischen Gendarmen begleitet nach der Festung Zamose gebracht, wo er seine Strafzeit ausdauern sollte.

Noch war die Kühnheit dieses ausdauernden Mannes nicht gebrochen. Umgeben von russischen Wächtern, entwarf er bald wieder einen neuen Plan zur Befreiung Polens, die Ueberrumpelung von Zamose sollte das Signal zur Erhebung des Vaterlandes seyn. Doch keiner seiner Versuche sollte unentdeckt bleiben, auch dieser Plan ward verrathen. Nach Warschau gebracht, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt das ihn zum Tode verurtheilt.

Die sämmtlichen Truppen Warschaws hatten ein Biered, dessen eine Seite offen war, gebildet.

Lukasinski wurde aus dem Gefängniße geholt und unter Begleitung von russischen Wächtern nach dem Gerichtsort geführt. Eine unabsehbare Menge folgte dem Verurtheilten. Als er sich zum letzten Gange bereit machte, als er dem anwesenden Geistlichen einen letzten Gruß an Gattin

und Kind aufgetragen, von denen er seit seiner Verhaftung nichts vernommen, hatte dieser ihm ihr schnelles Ende mitgetheilt. Da schritt er leichter zum Todesfeld; jetzt hatte er keine treue Seele mehr daheim, die sein Tod schmerzlich berührt hätte; da ging er dem Tode getroster entgegen, denn seine Lieben waren vorausgeeilt, sie harrten seiner dort oben.

Die Gerichtsstelle war erreicht. Ein Peloton russischer Gardes trat vor, stellte sich auf zehn Schritte vor den Verurtheilten und lud die Gewehre. Die Ketten wurden dem Gefesselten abgenommen. Da schlug ihm das Herz noch einmal höher, und die gefesselten Hände hoben sich freudig empor. Er fühlte sich wieder frei und sein Fuß stieß die gefallenen Fesseln weit von sich. Er stand da, hoch aufgerichtet, ungebeugt, sein Auge blickte fest auf diese Männer, die zum tödtenden Schuß sich fertig machten, sein Ohr vernahm ruhig das Knattern der Hähne. Da senkte der kommandirende Offizier seinen Degen und die Russen schlugen auf ihn an. Der Pole stand da und schaute muthig in die Läufe der auf ihn gerichteten Gewehre, ihm zuckte keine Wimper, ihm bebte kein Glied, er war bereit, den Tod zu empfangen.

Doch statt der todbringenden Salve, statt des Kommandos des Offiziers, erhob sich die Stimme des Militär-auditeurs, der laut und vernehmlich die Verwandlung des Todesurtheils in lebenslängliche Verhaftung verkündete. Da jauchzte die Menge auf, sie sah den zum Tode Verurtheilten gerettet, Viele wurden froh und jubelten laut; Viele halten ja das Leben für das Höchste, den Tod für das Schrecklichste; ach! diese Beneidenswerthen! sie wissen nicht, daß es noch etwas bitteres gibt, als den Tod. Der Begnadigte blieb stumm, statt eines frohen Lächelns umschwebte ein bitterer schmerzlicher Zug seine Lippen, sein vor der Begnadigung so muthig blickendes Auge füllte sich mit Thränen; er wäre so gerne durch den Tod von seinen Leiden erlöst, so gerne durch ihn mit seinen Lieben vereint worden, er hätte so gerne seine getäuschten Hoffnungen mit sich ins Grab genommen.

Von neuem wurde er in Ketten geschmiedet und zu neuen Martern abgeführt.

Da erscholl ein langer Hurrahruf durch die Luft; die russischen Diener brachten dem Gnadenakte des russischen Herrschers ein donnerndes Hoch. Die Moscoviter priesen die Milde des großen Kaisers, der Gnade für Recht bei dem rebellischen Polen walten lasse; ihre lauten Lobeshungen drangen weit über die Grenze und verkündeten dem staunenden Europa die Großmuth des mächtigen Zaaren. — Die Verwandlung des Urtheils zum schnellen Tode in lebenslange Marter, das war die milde Gnade des russischen Autokraten. Das Todesurtheil war in eine lebenslängliche Gefangenschaft umgewandelt, weil Konstantin noch immer hoffte, Lukasinski Geständnisse zu entlocken und den starken Sinn des Polen zu beugen. — Von neuem wurde er auf das unmenschlichste gemartert und auf das qualvollste gepeinigt. Von den fürchterlichsten Schmerzen gefoltert, machte er endlich einige Geständnisse. Später vor das Tribunal gebracht, nahm er sie jedoch sämmtlich wieder zu-

rück, er riß sein Gewand vom Leibe und zeigte die blutigen Striemen, welche die Knutenhiebe darauf zurückgelassen und die zahllosen Wunden verursacht durch die Peitschenhiebe der russischen Henker; dann frug er sie, ob Geständnisse, durch solche Martern hervorgerufen, einigen Werth in ihren Augen hätten.

Das war das letzte Verhör, das er öffentlich bestanden. Seitdem schmachtete er in enger dunkler Haft, seitdem war er todt für die Welt.

Nach der Nacht vom 29. November 1830 suchte man ihn in Warschau's sämtlichen Kerkern, doch umsonst; er war nicht unter der großen Zahl der durch die Fremdherrschaft zurückgelassenen Verhafteten. Er war der einzige Gefangene, der von Konstantin, auf seinem Rückzuge aus Polen, mitgeschleppt wurde. Als die Russen Warschau verließen, wurde der Mann, der für die Freiheit Polens so viel erduldet, der für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes alles geopfert, an den Lauf einer Kanone geschmiedet, und so mußte er, mit Eisen an Händen und Füßen dem Cesa-rewitsch nach Rußland folgen, und auf seinem Wege sah er die Freudenfeuer, welche auf jeder Höhe flackerten und um welche sich seine polnischen Brüder sammelten, und an sein Ohr, das schon lange nichts mehr als das Rasseln der eigenen Ketten gehört, schlugen die Jubellieder, mit welchen sie die schöne Freiheit begrüßten.

Auf ihrem Rückzug hatten die Russen in dem Dorfe Pulawy übernachtet und versammelten sich mit Tagesanbruch bei einer kleinen Hütte, welche am äußersten Ende dieses Dorfes lag. Lukafinski blieb selbst des Nachts an die Kanone gefesselt, seine Lagerstätte war der beschneite Boden, sein Dach der kalte stürmische Himmel, seine Nahrung war ein Stück hartes trocknes Brod, ein Trunk kaltes Wasser. Der Bewohner der Hütte, es war ein alter Greis, hatte sich des Nachts, von den Russen unbemerkt, die ihm solches streng verboten, zum Gefangenen geschlichen; ihn rührte sein hartes Loos, er wollte ihn mit warmer stärkender Nahrung erquicken. Doch wie schmerzlich hatte es ihn durchzuckt, als er in dem Gefangenen, trotz den abgemagerten Zügen und dem zerrütteten Körper, ungeachtet des langen verwilderten Barts und der einstellenden ärmlichen Kleidung, seinen früheren Herrn erkannte, seinen Herrn, den er als zartes Kind auf den Armen getragen, den er als Jüngling auf seinen Reisen begleitet, an dessen Seite er in so mancher Schlacht gefochten; seinen Herrn, der ihn immer so liebevoll behandelt, dem er so viel verdankte.

Ein bitteres, früher nie geahntes Weh durchdrang das treue Herz des alten Dieners, er stürzte vor seinem armen Herrn nieder und umklammerte seine Kniee und bedeckte seine Hände mit Thränen und rüttelte in wilder Verzweiflung mit seinen knochigen Fingern an Lukafinskis Ketten und versuchte die Fesseln zu brechen; doch das russische Eisen, hart wie das russische Herz, ließ sich nicht sprengen. Und der alte Mann, an dessen weißem Haupt, so viele Stürme gebrochen, brach jetzt selbst zusammen, und er stürzte auf den kalten Schnee.

In Reih und Glied standen die Russen. Der Führer sprengt vor die Fronte und läßt seine Soldaten die Colonne zum Abmarsch bilden; sein flammender Blick sucht Lukafinski, der in der Mitte der Russen sich befindet, und er überzeugt sich selbst, ob der Gefangene gut bewacht, ob seine Ketten noch fest genug an die Kanone geschmiedet. Er will das Zeichen zum Abmarsch geben und sich an die Spitze stellen, da stürzt sich ein Greis ihm zu Füßen, er hebt die Hände stehend zu ihm empor, über die gefurchten Wangen fließen Thränen in den weißen Bart hinab, seine zitternde Stimme fleht um Gnade für den Gefangenen.

Lukafinski steht, wie der treue Diener für ihn zum Russen steht, gerührt dankt er dem Greis für seine Anhänglichkeit, doch zugleich verweist er ihm sein Betragen und heißt ihn, sich zu entfernen.

Kein Völe steht den Russen um Erbarmen;
Nicht Gnade will er aus des Henkers Hand,
Stets bleibet er ein Todfeind für den Russen,
Froh dudet er fürs heil'ge Vaterland.

Da zogen sich die buschigen Augenbraunen des Russen zusammen und die kleinen Augen sprühten vor Zorn, und wüthend schalt er den Greis einen polnischen Hund und zur Strafe für sein frevelhaftes Begehren schwang seine starke Faust den blitzenden Degen, und mit dem schweren Griff schlug er dem Alten auf den kahlen Scheitel, daß dieser bäubt zu Boden stürzte, und von den Lippen des wilden Führers tönt der barbarische Befehl, die ganze Colonne solle über den Körper des auf den Boden gestreckten Polen schreiten. Er selbst ist der erste, der die spitzigen Sporen in die Flanken seines Rosses schlägt und den sich sträubenden Hengst über den vor ihm liegenden Greis treibt. Die ganze Colonne folgte ihrem grausamen Führer. Durch die Hufe der Pferde zerstampft, durch die Räder der Kanonen zermalmt, endet der blutende Pole. So lohnte der Russe die Bitten eines alten Dieners für seinen Herrn.

In Sibiriens Bergwerken erstarrte Balerian Lukafinski. Seine Gebeine liegen zerstreut auf dessen Eisfeldern und kein Hügel wölbt sich über die Reste dieses Märtyrers für Vaterland und Freiheit; doch im Herzen jedes Polen hat er sich eine Zelle erbaut, in welcher jeder wahre Patriot seine glühende Vaterlandsliebe, seine begeisterten Gefühle für Freiheit und Unabhängigkeit, seinen tiefen Haß gegen die grausame Fremdherrschaft verschlossen hält. Nur dann, wenn der Pole die Marken seiner Heimath weit hinter sich hat, ist es ihm vergönnt, das Siegel dieser Zelle zu lösen; nur dann, wenn er die schützende Regide eines freisinnigen Staates zwischen sich und dem Zaaren hat, ist es ihm erlaubt, den Schmerz über jede himmelschreiende Ungerechtigkeit, die das unglückliche Volk so zahllos erdulden muß, seinem Gotte zu klagen, denn daheim in Polen ist der freie Gedanke selbst verboten, dort ist das freie Gebet selbst verpönt.

Razemniau Adresse an die neuerungene Freiheit.

Madame Freiheit, wenn Sie etwa glauben, Sie sind dazu auf die Welt gekommen — Miau! um die zwei göttlichen Wesen: „Denken“ und „Sprechen“ frei zu machen — Miau! Miau! — so sind Sie im großen Irrthume! — Miau! Miau! Miau! — Sie sind auf die Welt gekommen, nicht um die „Pressfreiheit“ zu erringen, sondern um die „Miaufreiheit“ für die ertönte Menschheit vom Himmel zu holen! — Miau! Miau! Miau!

Frei reden, frei sprechen, das heißt nichts mehr! Das können wir schon 14 Tage lang, aber frei miauen, das ist Seligkeit! Miauen, daß die Razen auf den Dächern erfahren, daß es gar kein ausschließliches Privilegium mehr giebt, daß alle Gewerbe frei sind, und daß ein freier Mensch so gut miauen kann wie eine geborne Raze, wenn er nur Talent dazu hat; das, Madame Freiheit, das ist der Sieg der ächten, der wahren, der himmlischen Freiheit! — Miau! Miau! Miau! — Wir wollen nicht nur freie Menschen seyn, bah! das ist schon was Altes, wir wollen freie Razen seyn! Wissen Sie, Madame Freiheit, was eine „freie Raze“ ist? Eine „freie Raze“ ist ein Wesen, welches die Maus hezt, mit ihr spielt, sie martert, sie höhnt, sie

mishandelt, das ist eine freie Kaze, und das ist Lust und Leben! Miau! Miau! Miau!

Madame Freiheit, wer den edlen Wein und die edle Freiheit nicht zu genießen weiß, der bekommt den — Kazenjammer! Wir bekommen den Kazenjammer statt in der Früh, schon in der Nacht, das sind die Fortschritte, die wir machen! Miau! Miau! Miau!

Die dummen Menschen glauben, wir hätten die Freiheit errungen, um nun alle, alle Kazbalgerien auszustreichen aus der Liste der Gewesenen, um alle Kazenbuckel auszumerzen aus dem Menschengeschlechte, damit die Menschen nicht mehr um Recht und offenes Gericht herumgehen sollen, wie „die Kaze um den heißen Brei“, aber nein, dem ist nicht so, wir wollen d'rum miauen, miauen, miauen, durch alle KazenAnnalen miauen, um der Welt zu beweisen, daß der Mensch auch im freien Zustande seine Kazennatur nicht läßt, daß er seine Feinde, seine Gegner nicht offen, am Tage, mit redlicher Waffe, mit freiem Wort und freier Schrift faßt, wie es der edlen Natur geziemt, sondern, daß das Sprichwort wahr ist: „Wie die Kaze wie Du willst, so fällt sie immer auf die alten Füße.“ Der Mensch ist und bleibt eine heimtückische, nachtschleichende Kaze. Miau! Miau! Miau!

Ja, meine liebe Madame Freiheit, wir werdens bald so weit bringen, daß man von unserer Freiheit sagen wird: „Die gehört der Kaze!“ Miau! Miau! Miau!

Für Menschen, für wahre, freie Menschen, die wissen und fühlen, was die Rechte der Menschheit und Freiheit sind, für die ist von „Freiheit“ bis zur „Zügellosigkeit“ eine ewige Kluft, eine Entfernung, die nicht zu durchwandeln ist, aber für Kazen, für Manche, welche die Freiheit wie die „Kaze im Sacke“ fausten, ist von Freiheit zur Zügellosigkeit nur ein Kazensprung! Miau! Miau! Miau!

Und dann, Madame Freiheit, Kazen, Kazen, das sind die wahren Symbole der Freiheit! Was sind Adler, Löwen, Falken und alle die Wappenthiere? Nichts! Die Kaze ist das Symbol der Freiheit, denn „die Kaze läßt das Mausen nicht“, das ist Freiheit! „Die Kaze steht den Bischof an“, das ist Freiheit! „Die Kaze fällt auch in den Taubenschlag ein“, das ist Freiheit! Miau! Miau! Miau!

Die Ausländer, die Zeitungen, die Fremden, die hier sind, sollen nicht sagen: „Mit was beschäftigt sich jetzt die Freiheit? Mit dem Preshetze? Mit öffentlichem Gerichtsverfahren? Mit Volksbewaffnung? Mit den Waffen? Mit den Municipal-Einrichtungen? Mit all' den tausend wichtigen und heiligen Interessen des Volkes und der Freiheit?“ Nein, die Zeitungen, das Ausland, die Fremden sollen sagen: „Das muß ja Alles schon in der schönsten Ordnung seyn; das ist ja Alles schon geregelt, gegründet; jetzt hört man nichts als „Kazenmusken“, bei Nacht werden die Kazen als Sinnbild der Gleichheit, denn „bei Nacht sind alle Kazen grau!“ Miau! Miau! Miau!

Also, Madame Freiheit, nehmen Sie unsere Miau-Adresse gnädig auf, und genehmigen Sie die Versicherung der Hochachtung von Ihrem ergebenen

M. S. Saphir,

im Namen von Miez, Mieng, Hinz, Knir, Murr, Knorr, Kiez, Kiezin, Kater und Kazin.

Das liegengelassene Gehirn.

Der Wiener Kroniker Scholz erzählt als Adam im „Dorfbarbier“ folgende Geschichte:

„I stz' einmal in meiner Offizin, da kommt ein junger, ganz eleganter Herr herein und sagt: „Herr von Adam!

i leid, an einem fürchterlichen Kopfschmerz, den müssen's mir curiren.“

I antwort: „Ew. Gnaden, haben Ihnen vielleicht erkältet, es ist vielleicht romantisch.“

„Nein,“ sagt er, „es ist weder romantisch, noch kathedralisch; i habe schon alles Mögliche versucht, aber es will halt nit vergehen.“

„Dann weiß i keine andere Rettung,“ sag' i, „als i muß Ihnen trepaniren.“

„Gut,“ sagt er, „das hab' i mir gleich gedacht.“

Er setzt sich nieder und i trepanir' ihn — i nehm' die Hirnschale ab und schau' mir das G'hirn an, es war ein G'hirn, wie's jeder Mensch in Wien hat, man sieht nir Besonderes d'ran.

I sag: „Ew. Gnaden, das G'hirn ist in normalshulmäßigem Zustande, i kann darüber nit g'scheid werden. Erlaubens, das i's herausnehm' und mir von unten anschauen darf?“

„Ja,“ sagt er.

I nehm das G'hirn ganz delikat heraus, leg's auf einen Bogen Papier, daß's nicht schmuzig wird, und fange meine chemischen Untersuchungen an.

Da geht auf einmal eine junge Dam' in einem grünen Carbonarimantel vorüber, wie der junge Herr die sieht, springt er auf, nimmt seinen Hut und rennt zur Thür'naus. „Ew. Gnaden, Ew. Gnaden!“ schrei i ihm nach, „nehmens doch IHNES G'hirn mit!“ Aber umsonst — er war fort! — I glaub', er wird wiederkommen, denn wenn er mit der Dam' sprechen will, muß er sich doch besinnen. — Aber nein — er kam nicht, und so vergingen vierzehn Tage.

Das G'hirn blieb bei mir auf'm Bogen Papier liegen und ich war in großer Verlegenheit.

Da geh' i nach vierzehn Tagen über die Seilerstatt — wer begegnete mir? — Der junge Herr! —

„Ew. Gnaden!“ schrei i und schlag' die Händ' über'm Kopf' zusammen — „was machens denn, wie geht's Ihnen denn? Jesus, Maria! wollen's denn IHNES G'hirn bei mir nicht abholen?“

„Nein,“ sagt er ganz zerstreut und geschäftig, „i dank Ihnen, i brauch's nit mehr, i hab' eine reiche Heirath g'macht und bin fürstlicher Rath g'worden.“

Und so läßt er mi stehen und i kann Ihnen noch heute sein G'hirn in Beingeist zeigen.“

Lola Montez.

Unter der Ueberschrift: „Neueste Nummer der Walthalla-Genossen“ bringt die Oberrh. Zeitung folgendes über Lola Montez, Gräfin von Landsfeld: Zwar nicht Deutsche von Stamm, doch deutsches Königs Herzens Nächste, deutsches Blut darum aufgenommen in sich, auch deutsches Namen Geschlechtes altberühmtes führen. Mit Tanz Weltgeschichte machend, Priester Stolz herrischer, die Knechten König gewollt, zertretend. Tag glomm junger altes Königs Herzen, oft versucht erste hier Liebe fühlend. Baierns Staat in ihres Ritters Behagen neu sich sonnend, da größerem Sturm weichend ihr Geschick. Sie nebst Bieres Preishohheit Baierns Volk Staatsumwälzungsgrimm lehrte. Fort. „Nicht das Haus doch zugleich zerstört; dies ja meine!“ seinem Volk Königs Schrei erging, umsonst. Neue Zeit Blüthen alte knickt. Lolas Entbehrung klein machend Scepters Werth, groß ihr Verdienst.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, die klare,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen wohnt die Knechtschaft, die wahre,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen wird's Licht früh schon am Morgen,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen ist Finsterniß sicher geborgen,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen leuchtet die Alpe mit Lust,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen drückt der Alp auf die Brust,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen glaubt man an Gott und an Himmel,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen sieht man Gott nicht vor Kuttengewimmel,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen stammt jetzt Deutschlands Aurore,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen sperret man vor Deutschland die Thore,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen horstet der Adler, der mächtigste,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen nistet die Gule, die nächstge,

Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf die Berge sollst, Oestreichs Adler! Du eilen,

Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen, den finstern, nicht länger verweilen,

In Tirol! Tirol! Tirol!

Der Deutschen Fahnenwacht.

Es wankt und stürzt jetzt mancher Fürstenthron;

Der Bau des Alten bricht zu Schutt zusammen;

Vejahrtet Unrecht tilgt verdienter Lohn;

Vergilbtes Pergament weihet man den Flammen. —

Ein Phönix schwingt sich aus der Asch' empor,

Weit über alle Welt sich zu erheben,

Und heilig tönt der Völker Jubelchor:

Die Freiheit soll uns Alle stets umschweben!

Die Fahne auf, mit schwarzrothgoldnem Saum!

Sie darf vor Nordens Knute sich nicht senken.

Erwache Deutschland! nach dem langen Traum

Mag sich dein Herz zur wahren Freiheit lenken.

Für sie, ihr Brüder! hebt die Hand' empor!

Schwör't ihr! Der Sklavensinn mag d'rob erbeben.

Ihr Freien! singet in der Völker Chor:

Man raubt dies Kleinod nur mit uns'rem Leben!

Nicht trenn' uns Stand, nicht Religion, noch Staat!

Die Fahne eint uns Alle heil'gem Bunde.

Gemeinsam streuten wir der Freiheit Saat;

Nah, Glaubensbrüder! ist die Erntestunde.

Uns, Kinder Eines Vaters, auserfor

Die Freiheit, ihr Panier um uns schwingen;

D'rum singen wir in freier Völker Chor:

Wir steh'n wie Einer! wer kann uns bezwingen?

So wollen wir die deutsche Fahne weihn

Und pflanzen sie auf alle uns're Thore;

Dann wird dies Zeichen würdevoll sich reihn

Dem Sternenbanner und der Tricolore.

Sie rausche laut für uns an jedes Ohr:

Hier weht der treue Schutz der deutschen Eichen!

Dann tönt es wider aus der Völker Chor:

Der Weg zu ihr führt über uns're Leichen!

Maximilien Kästlein.

Das Geheimniß der alten Diplomatie lag in folgender Maxime:

„Nützt euch Böses, so ist's recht,

Schad't euch Gutes, so ist's schlecht;

Wer da schwach ist, sei euer Knecht,

Mit dem Stärkern nicht leicht brecht...“

Also lehrt das Völkerrecht!

Ein solider Deputirter steht alle Tage aus freier Hand zu verkaufen; derselbe hat ein gelb und schwarz geflecktes Ohr, hinkt an dem rechten vordersten politischen Glaubensbekenntnisse, hört auf den Namen: „Reaktiönär!“ war früher Schooßhund einer vornehmen Gesinnung, dient seit den Märztagen als politisches „Windspiel“ in einem öffentlichen Institute; ist im Grunde ein Spitz, bildet sich ein, eine Dogge zu seyn, und spricht, welche Sprache man will.

Ein Einfall Restroy's. Als einst von den Freunden des Schauspielersstandes die Rede war, meinte Restroy: Ein Schauspieler hat nur eine Freude — die Schadenfreude.

Das Schooßhündchen einer Dame biß einen Herrn so in die Hand, daß dieser erschrocken ausrief: „Herrgott, das ging bis auf die Knochen.“ „Was sagen Sie? Bis auf die Knochen? Wenn das dem armen Thierchen nur keinen Schaden thut,“ antwortete die besorgte Dame.

Als einst in einer bekannten Stadt die Metzger mit Ochsenhändlern in einen Prozeß gerathen waren, redete der damalige Bürgermeister, der zuweilen etwas Eigenes in groben Einfällen suchte, die letzteren also an: „Nun, wie stets ihr großen Ochsen... händler?“ — Ach, Hochedler Herr Bürgermeister, erwiderte der Sprecher: wir sind eben keine so großen Ochsen, als Sie — vielleicht denken, denn u. s. w.

Johann Aurelius Ugurelli (gest. 1524) schrieb ein Gedicht über die Kunst, Gold zu machen („Chrysopoeia“), welches er dem Papste Leo X. dedicirte. Dieser sandte ihm dafür einen großen und schönen, aber leeren Beutel und schrieb dazu: „Ein Mann, der Gold machen kann, bedarf nichts weiter als einen Beutel, um es aufzubewahren.“

Charade.

(Dreißylbig.)

Es lebten die Ersten vor Zeiten,

Sie einte ein Bruderband,

Sie starben im wackeren Streiten

Für Gott und das Vaterland.

Es zieret die Dritte den Kecken,

Den Reiter auf stolzem Ross,

Doch lächerlich steht sie dem Becken,

Dem Hahn und dem Bauerntroß.

Das Ganze erblühet in Gärten

Und auch auf begrüntem Au'n,

Dort sind sie den Rosen Gefährten,

Hier wirft Du sie wild erschau'n.

Auflösung der Charade in Nr. 60.

Johannisbeeren.